MAR 30 1909
THEOLOGICAL SEMINARY.

Deutsche

...d Streit-Fragen.

...ugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

Begründet von
Franz von Holtzendorff,
in Verbindung mit Redacteur A. Lammers und Anderen
von
Jürgen Bona Meyer.

Neue Folge. — Vierter Jahrgang.
(Heft 49—64 umfassend.)

Heft 63.

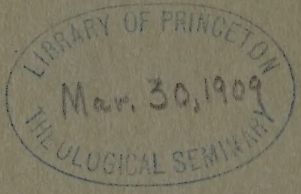
Die ...ahnung Luthers und Goethes und Bedeutung für unsere Zeit.

Dargelegt von

Dr. Christian Semler,
... an der Oeffentlichen Handelslehranstalt in Dresden.

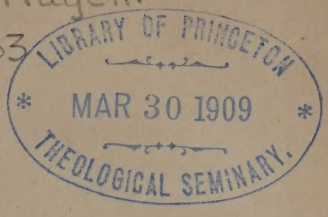
Hamburg 1890.
Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

BR
325
.S45
1890



BR 325 .S45 1890
Semler, Christian.
Die Weltanschauung Luthers
und Goethes und ihre

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.
Neue Folge. Jahrgang 4. 63



Die Weltanschauung Luthers und Goethes

und

ihre Bedeutung für unsere Zeit.

Dargelegt von

Dr. Christian Semler,

Oberlehrer an der Oeffentlichen Handelslehranstalt in Dresden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1890.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Gewiß es ist keine schönre Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt!"

Goethes Wahrheit und Dichtung.

Wiewohl die Entdeckungsreisen am Schluß des Mittelalters den Blick der Menschen unwiderstehlich auf die bisher nur wenig bekannte Erde zogen, so war die Zeit doch noch nicht gekommen, das Göttliche in der wirklichen Welt zu suchen und zu gestalten. Die Reformation drängte die Gemüther, und darunter auch die für das Alterthum begeisterten Humanisten von dem so fesselnd gewordenen Erdball fast gewaltsam zur Bibel und durch diese zur Wunderwelt des Morgenlandes und zum Jenseits. Die wirkliche Welt sollte für das letztere nur die rohbehauene Vorstufe sein.

Aber doch war diese Wendung, welche die Kulturgeschichte nahm, nicht etwa eine bloß ablenkende Bewegung, sondern eine wesentlich fördernde und vertiefende. Es galt, den Menschen den sittlichen Gehalt zu sichern, ehe ihnen dereinst gestattet sei, der Erde allein ihre Blicke zuzuwenden. Wurzelte das sittliche Bewußtsein tief und fest, so blickte das Auge die Welt ruhiger an, und das Herz fiel ihr nicht sofort zum Opfer.

Die mittelalterliche Kirche hatte die Verschmelzung des Christlichen mit dem Weltlichen in bewundernswerther und unvergeßlicher Weise durch die Kunst ausgeführt. Sie trug kein

Bedenken, Meßbücher und Reliquienschreine mit den reizenden heidnischen Gemmen zu schmücken. Die romanischen und gothischen Dome mit ihren Pfeilerhallen und Kreuzgewölben, der märchenhaften Farbenpracht der Fenster, den schmuckreichen Teppichen und Gewändern von Seide und Brokat verherrlichten zwar das Göttliche und die Kirche, sie bewiesen aber zugleich, wie reich der Menschengeist sei, und daß er Göttliches zu schaffen vermöge. Als nun das fünfzehnte Jahrhundert ungestümer nach der lebenswahren Wirklichkeit drängte, blieb die Geistlichkeit nicht zurück, diesem Verlangen in würdiger Weise nachzukommen. Die kirchliche Malerei der Renaissance griff in Gent und in Florenz zu der naturwahren Darstellung der Gebäude und Landschaften, der Gewänder und Waffen, der menschlichen Gestalten und Köpfe, scheute sich auch weder vor den Nacktstudien noch vor der Anatomie. Der Bibel und der Legende war die Handlung entlehnt, und der Kirche galten die Wandgemälde in Italien mit dem durchdachten Gruppenbau edel gestalteter und vornehm sich bewegender Menschen, sowie die Staffeleibilder in Flandern mit ihren sonnigen Landschaften und markigen Männerköpfen; aber diese hohen Kunstwerke zeugten wiederum von der Ueberlegenheit des menschlichen Geistes und verkündigten in Raphaels Sixtinischer Madonna und in seinen Teppichkartons, wie schön die irdische Welt sei, wenn man nur sie anzuschauen und zu gestalten verstehe.

Doch das Geburtsjahr Raphaels war zugleich das Jahr, in dem Luther das Licht der Welt erblickte, der, unbeirrt durch den bestrickenden schönen Schein der kirchlichen Kunst und des Kultus, die sittliche Wiedergeburt anstrebte, um der Christenheit den unmittelbaren Verkehr mit dem Göttlichen ohne den Beistand der alten Kirche, und das Jenseits zu sichern.

Luthers weltgeschichtliche Aufgabe war, dem allzu naturwüchsigen, durch Begierden und Leidenschaften zügel- und zucht-

los gewordenen und ganz dem äußeren Leben zugewandten sechzehnten Jahrhundert die Innerlichkeit einzupflanzen und damit ein tieferes Gewissen zu erwecken, das sich nicht mehr in oberflächlicher Weise mit den „guten Werken" beruhigte. In einer sinnigen Art spricht er sich in den Tischreden aus, indem er an die Psalmstelle anknüpft: „Dienet dem Herrn mit Furcht und freuet euch mit Zittern." Er sagt: „Solches reime mir einer zusammen, fröhlich sein und sich fürchten! Mein Sohn Hänsichen kann es thun gegen mir, aber ich kann's gegen Gott nicht thun. Denn wenn ich sitze und schreibe oder thu sonst etwas, so singet er mir ein Liedlein daher, — und wenn er's mir zu laut will machen, so fahre ich ihn ein wenig an, so singet er gleichwohl fort, aber er machet's heimlicher und etwas mit Sorgen und Scheu. Also will Gott auch, daß wir immer sollen fröhlich sein, jedoch mit Furcht und Ehrerbietung gegen Gott."

Einst war in Deutschland eine Zeit, die eine schöne Blüthe der Innerlichkeit förderte: das Seelenleben Rüdigers von Bechlarn in dem Nibelungenlied liefert den anschaulichsten Beweis. Aber mit den Hohenstaufen welkte die Blüthe dahin. Einem Jahrhunderte der „Bären- und Wildschweinshäute", um mit Luther zu reden, half nach dem Verfalle der alten Kirche nur die zwingende Macht des unbedingten, aber schöpferischen Glaubens. Dieser ist der „Brautring", womit sich die Seele „ihrem Bräutigam Christus" vermählt. Der Glaube ist der Spiegel für den innern Menschen. In seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" sagt Luther: „Wenn du anfängst zu glauben, lernst du zugleich, daß alles, was in dir ist, ganz schuldig, sündig, verdammenswerth ist." Und kurz vorher hatte er den Satz ausgesprochen, der unserem Zeitalter, das an Lessings Nathan sich zu erbauen gewohnt ist, so schroff klingt: „Der Glaube allein ist ein heilsamer und wirksamer

Gebrauch des Wortes Gottes." In den Tischreden sagt er sogar, nur durch den Glauben, nicht aber durch ein ehrbares, züchtiges Leben werde man vor Gott gerecht und selig.

Hätte Luther sich nicht durch seine Anfechtungen und Seelenkämpfe die tiefe Ueberzeugung von der Richtigkeit und Wirksamkeit seines Glaubens errungen, so würde er auch nicht die bessern Geister seiner Zeit mit fortgerissen haben. Aber in seinen Tischreden beneidet er doch die Kinder, die allein noch glauben könnten. Er mußte es sogar erleben, daß die Zuhörer in der Kirche schliefen oder husteten, wenn die Predigt auf die „Rechtfertigung durch den Glauben" kam. Eifrig war er bemüht, den Geistlichen, welche die Glaubenslehren zu verkündigen und in ihrem Leben zu veranschaulichen hatten, Achtung und Würde zu verleihen. Er sagt von ihnen die schönen Worte: „Ein verzagt betrübt Gewissen wieder aufrichten und trösten ist viel mehr, denn viele Königreiche besitzen." Doch nicht bei allen Geistlichen war der Glaube, den sie zu vertreten hatten, zur innern Umwandlung durchgedrungen. Ernstlich warnte sie Luther vor Ehrgeiz und Hoffart. In mehr launiger Weise klagt er einmal: „Unser Herr Gott bestellet sein hohes Amt wunderlich; er befiehlt's den Predigern, armen Sündern, die es sagen und lehren und doch schwerlich danach thun." Mit gewinnender Aufrichtigkeit gesteht er, daß auch bei ihm der Glaube nicht immer so stark sei, der Anfechtung Herr zu werden: „Ich bin oft selber auf mich zornig, daß ich nicht kann in der Anfechtung durch Christum meine Gedanken austreiben, noch derselben kann loswerden, da ich doch so viel davon gelesen, geschrieben und gepredigt habe, noch kann ich's nicht." Deshalb giebt er mit gesund volksthümlichem Humor Anderen den Rath: „Wer solche teuflische Gedanken fühlet und damit angefochten wird, dem rathe ich treulich, daß er sie bald austreibe, gedenke irgend an etwas Lustiges, thue einen guten Trunk, spiele und

kurzweile, oder nehme sonst etwas Ehrliches und Ehrbares für, darauf er heftig gedenkt, soviel ihm möglich ist und er kann." Ein ander Mal empfiehlt er, den Eulenspiegel und dergleichen Schwänke zu lesen.

Man sollte nun meinen, daß Luther bei einer solchen rein menschlichen Denkweise und nach den Erfahrungen an sich und Anderen in Glaubenssachen duldsam geworden wäre. Aber dies war nicht der Fall. Zu den bei ihm versammelten Amtsgenossen sagt er: „Wer nicht zum Sakrament gehen will, noch den Katechismus lernen, zu dem sollt ihr nicht gehen in seiner Krankheit, wenn er sterben soll; sondern lasset ihn liegen wie eine Sau, nehmet euch auch seiner nicht an, lasset ihn auch nicht auf dem Kirchhof begraben, den Anderen zum Schrecken und Abscheu." Dies ist nicht das Christenthum der Bergpredigt, sondern der Klosterzelle; nur der Unbändigkeit des Jahrhunderts gegenüber ist eine solche Sprache erklärlich.

Häufig eifert Luther gegen die menschliche Vernunft, vergißt aber dabei, was er ihr selbst verdankt. Ohne sein gründliches Forschen in der Bibel wäre er doch niemals zu dem versöhnenden Glauben gekommen. Es ist also sein Glaube das Ergebniß seines vernünftigen Denkens. Trotzdem sagt er: „Die Vernunft ist vor dem Glauben und Erkenntniß Gottes, ehe ein Mensch neugeboren wird, eitel Finsterniß, weiß und verstehet nichts in göttlichen Sachen." Die Natur, behauptet er ferner, könne man durch das wissenschaftliche Denken nicht ergründen, weil der Mensch durch die Erbsünde verderbt und vergiftet sei. Unsere Naturforscher werden lächeln. Goethes Mephisto aber ruft Faust nach:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft!"

Bei dem Häßlichen und Bösen in der Welt, ja schon bei dem Widerspruche denkt Luther sofort an die Erbsünde und den

Teufel. Gelegentlich aber merkt er denn doch, daß das Böse sehr wirksam die Entwickelungsfähigkeit des Guten fördere. In seinen Tischreden freut er sich, daß Eck ihn munter gemacht und aufgeweckt habe: „Er hat mir die ersten Gedanken gemacht wider den Papst und mich dahin gebracht, da ich sonst nimmermehr hingekommen wäre." Diese höhere Stufe verdankt er also nicht dem Glauben, sondern dem von ihm mit Geringschätzung behandelten wissenschaftlichen Denken, der Kritik.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der Luther den rückhaltslosen Glauben verlangte, verlegte er das wahre Leben in das Jenseits. Der Glaube ist ihm „ein lebendiger Quell, der in das Jenseits sprudelt". Aber auch hier blieben die Enttäuschungen nicht aus, wie wir aus den Tischreden ersehen. Mit großer Offenheit sagt er hinsichtlich seiner Lehre: „Es ist ein Wunder und sehr ärgerlich Ding, daß, nachdem die rechte, reine Lehre des Evangelii wieder an den Tag ist kommen, die Welt immer ärger ist worden. Wenn sie höret, daß ein anderes Leben nach diesem sei, ist sie mit diesem Leben zufrieden und läßt unsern Herrn Gott das andre immerhin behalten." Eine noch bezeichnendere Stelle ist die folgende: „Wenn die Welt wäre voll Einigkeit, Friede und Gerechtigkeit, daß der Bauer dem Fürsten allenthalben gehorsam wäre, das Gesinde dem Herrn und Frau, das Weib dem Manne, so würde sich Niemand ins künftige Leben sehnen. Darum läßt's Gott so seltsam und verwirrt und übel durcheinander zugehen, daß wir uns nach dem künftigen Leben sehnen." Das Göttliche erscheint hier in einer recht bedenklichen Beleuchtung. Uebrigens hatte Luther selbst keine Sehnsucht nach dem Jenseits, das er doch öfters in den Tischreden so artig und verlockend auszumalen weiß; denn er sagt: „Die höchste und größte Traurigkeit ist, wenn einer in einem Augenblick sterben und von hinnen scheiden muß."

Luthers Glaube wurzelte in der Bibel. Wenn ein Engel vom Himmel käme, sagt er, so würde er ihm nicht mehr glauben als ihr. Er vergleicht sie mit einem großen Wald voll Obstbäumen. „Aber es wäre kein Baum in diesem Walde, an dem er nicht geklopft und ein paar Aepfel oder Birn davon gebrochen oder abgeschüttelt hätte." Luther war es, der an der Bibel gezeigt hatte, wie man ein Buch lesen müsse, um sich einer geistigen Wiedergeburt zu erfreuen. Er erzog dadurch sein Volk zum tieferen Fühlen und Schauen und zum sittlicheren Wandel. Goethes Iphigenie, Tasso und Faust wären nie entstanden ohne diese Erziehung des inneren Menschen, wie sie Luther uns angedeihen ließ. Wenn Goethe von der Weihe und Andacht erzählt, mit der er sich in Homer, Shakespeare und Spinoza versenkt habe, so müssen wir uns auch des Mannes erinnern, der an der Bibel gezeigt hatte, wie man ein Buch zu einer zweiten Heimath, zu einem bis in den Tod treuen Gefährten zu machen habe.

Daß der Protestantismus nicht eine bloße Hemmung in der Hingabe an die wirkliche Welt mit sich brachte und die Menschen nicht etwa einseitig an die Wunder Palästinas kettete, zeigen die Dramen Shakespeares, vor allem sein Hamlet. Dieser, der als echter Sohn der Neuzeit so schonungslos die Selbst- und Weltkritik übt, steckt doch noch mit einem Fuße im Mittelalter. Statt, erfüllt von männlichem Ehrgeiz, das Wohl des Staates fest ins Auge zu fassen und die wirkliche Welt zu bemeistern, ergeht er sich auf unkönigliche Weise in Kapuzinerpredigten, redet erbaulich von seiner unsterblichen Seele und verläßt sich, die Hände in den Schoß legend, auf die Vorsehung. Deshalb geht er tragisch unter. Im Coriolan und Julius Cäsar ließ der Dichter das römische Staatsleben mit seinen Parteikämpfen wieder leibhaftige Gestalt annehmen und führte seinen Zuhörern den ewigen Gehalt der Weltgeschichte

und des Weltlichen vor die Seele, und im König Lear und Macbeth beschwor er den altgermanischen Geist des Nibelungenliedes herauf. Dementsprechend ist nicht die Frömmigkeit die Tugend, welche im Vordergrunde steht, sondern die Ehre und die Treue. Die Hauptschuld aber fällt weniger auf die Selbstsucht der Bösen als auf die Unselbständigkeit der Guten; wie im Nibelungenliede die wiederholte Unselbständigkeit Gunthers und diejenige Etzels seinem Weibe gegenüber das Unheil herbeiführt. Und wie in dem Nibelungenliede ist es nicht der Neid und die Rache der Götter, auch nicht die Vorsehung, welche zum Schicksal führt, sondern die klar zu Tage tretende Schuld der Menschen. Aber in diesen bewährt sich neben der Schuld auch das Gute. Shakespeare theilt nicht die Auffassung Luthers, daß der Mensch von Haus aus verderbt sei; er zeigt vielmehr, daß sich Böses und Gutes in ihm mischt! Seine Tragödien veranschaulichen den Sieg des Guten und Vernünftigen in der Menschennatur und in der Weltgeschichte, der freilich oft nur durch die schwersten Kämpfe errungen wird.

Shakespeares Weltbetrachtung verdankt der Reformation die Wärme und Innigkeit des religiösen Gefühls, den Ernst und die Strenge des sittlichen Bewußtseins und die erschütternde Macht des Gewissens; doch bewahrt sie sich einen freien, durch theologische Schranken nicht beengten Blick. Deshalb merkt nur der sorgfältig prüfende Leser, daß Shakespeare Protestant ist. Uebrigens überzeugt sich auch der flüchtige Leser, daß im Malvolio das frömmelnde Streberthum für alle Zeiten dem Gelächter preisgegeben ist. Das wirkliche Leben aber wird von dem Dichter mit einer Entschiedenheit und Tiefe erfaßt, daß daneben das Jenseits kaum rechten Boden findet. Für Lear und Othello kann es keine Hölle und keinen Himmel mehr geben, denn sie haben bereits auf der Erde beide durchwandelt. Ferner zeigt das Seelenleben eines Brutus und Edgar, einer Volumnia und

Cordelia, daß das Göttliche, wenn auch nicht in der Vollkommenheit und zur Heiligsprechung, auf der Erde, die Luther so mißachtet hatte, heimisch ist. Der göttliche Funke blitzt trotz der Schranken, Schwächen und Leidenschaften in der Selbstverleugnung und in der sittlichen Entwickelungsfähigkeit auf, die aber nicht, wie bei Luther, durch den Glauben bedingt sind. Die Schuld führt zum Schicksal; dieses bewirkt die Selbsterkenntniß und läutert die Seele. Das Böse fördert das Gute, indem es dasselbe aus der Arglosigkeit und Schlaffheit aufscheucht und seine geistig-sittliche Kraft groß zieht, wie Edmund im König Lear gegenüber seinem Bruder Edgar. Das Böse gehört also in die Welt; ja, es dient durch Lebensmuth, Verstand und Schlagfertigkeit zum Vorbild, wie König Claudius ein soches für Hamlet ist. Aber das Böse entwickelt sich auch selbst zu einer höheren Stufe und zwar unter dem Einfluß des Guten; wie Cassius nach der Zankscene mit Brutus durch dessen unerwartete Entschiedenheit und Selbständigkeit frei wird von der Selbstsucht und uns schließlich zur Anerkennung nöthigt.

Shakespeare steht auch hier wieder auf dem Standpunkte des Nibelungenliedes, welches das Böse in Hagen wegen des Meuchelmordes an Siegfried und in den drei Brüdern der Chriemhild wegen der Mitschuld durch den ausharrenden Heldensinn und die unerschütterliche Treue derselben tilgt, so daß wir, hingerissen von Bewunderung, das Vergangene aus den Augen verlieren. Hier gelangt auch der obige Gedanke, daß das Böse das Gute fördere, zur Geltung; denn nur Chriemhildens unersättlicher Rachedurst hatte diese Sühne und Verherrlichung herbeigeführt. Was einem Beichtvater wohl schwerlich, zumal bei dem grimmen Hagen, gelungen wäre, setzt das Böse wider Willen durch. Die drei Könige und ihre Mannen sind unsterblich: nicht bloß in der Anerkennung von Mit- und Nachwelt, sondern in

ihrem eigenen Bewußtsein, die höchsten sittlichen Gedanken des Zeitalters ausgeführt zu haben. Rumold, dem Küchenmeister, dagegen, der die Nibelungen ermahnt hatte, stillvergnügt zu Hause zu bleiben, zu essen, zu trinken und zu lieben, steht ein längeres Leben in Aussicht und die Unsterblichkeit, welche ihm der Kaplan zusichert, den Hagen in die Donau geworfen hatte.

Der Schluß der Shakespeareschen Tragödien eröffnet den Blick in die nächste Zukunft und zeigt jugendliche, häufig leidengeprüfte Männer, welche die Heilung des Staates in Aussicht stellen, wie Octavius im Julius Cäsar, Fortinbras im Hamlet und Malcolm im Macbeth, und darthun, daß die Menschheit im Gange der Weltgeschichte sich selbst hilft und zwar durch den Staat, welcher als Erzieher an die Stelle der einst allmächtigen Kirche getreten ist. Wer aber die naturgemäße und vernünftige Entwickelung des Staates gewaltsam hemmen will, wie Coriolan, Brutus und Cassius und Percy Heißsporn, wird zerschmettert.

Der Geist der Versöhnung, der im Gefolge sogar der furchtbarsten Katastrophen ist, erweckt unser Vertrauen zum Diesseits. Wo indessen die Leidenschaften und Schwächen nicht einen gefährlichen Charakter haben, da tritt statt des tragischen Weltgerichtes das Strafgericht des Komischen und des Humors ein und erhebt uns in den Himmel des herzlichen Lachens. Und ein freudiges Gefühl bemächtigt sich unser, wenn wir sehen, wie trotz des Verkehrs mit Falstaff der Prinz Heinrich begeisterungsfähig bleibt und Julia trotz der Amme ihren jungfräulichen Sinn bewahrt. So grob unsere Erde sein mag, so wachsen doch die Rosen auf ihr und nicht auf den Wolken. Die Anfechtungen des Lebens ziehen die Selbständigkeit groß und erwecken in gesunden Naturen den Idealismus mehr als die Eintönigkeit biedermännischer und langweiliger Alltäglichkeit.

So hat der große britische Dichter von Palästina und von

Luther seine sittliche Vertiefung erhalten und trotzdem seine germanische Unabhängigkeit bewahrt. Die Weltanschauung der Zukunft ist durch ihn, wenn auch nicht mit ausgesprochenem Bewußtsein, begründet. Der Weltsinn ist zu seinem idealen Rechte gelangt, ohne daß der ewige Kern des Christenthums geschädigt ist. Kein Theologe, auch Luther nicht, hat den Geist von Jesu Lehre so erfaßt, wie Shakespeare. Der Hohenstaufe Friedrich II. würde an diesem Dichter seine Freude gehabt haben.

Ferner schuf der Protestantismus in Holland ein freies Volks- und Staatsleben, wodurch die Erde sich als ein höchst gediegener Schauplatz kundgab, auf dem unser großer Kurfürst Eindrücke für das ganze Leben gewann. Die Holländer wurden deshalb auch nicht müde, ihr kleines Land, das ihre eigene, dem Meer in gefährlichem und zähem Kampfe abgerungene Schöpfung war, durch die Poesie der Farben und des Helldunkels zu feiern. Meeresstrand und schäumende Wellen, Buchenwälder, von Sonnenstrahlen durchzuckt, Marschen mit stattlichem Vieh, leuchtende Trauben und schwellende Pfirsiche verkünden die Schönheit der Erde. Und wie einst die antiken Gemmen die plastische Formenwelt der Griechen weithin getragen hatten, so verbreiteten die Radirungen eines Rembrandt und Ruysdael, eines Everdingen und Waterloo die Freude an der malerischen Auffassung der Natur in noch viel höherem Grade. Durch sie kommt selbst das Unscheinbarste zur Geltung, denn Rembrandt bedarf nur ein paar Scheunen, Ruysdael eine verfallene Hütte, um daraus vielbegehrte Kunstblätter zu gestalten. Die wirkliche Welt ist also doch nicht so unbedeutend und niedrig, wie sie im Spiegel des Glaubens und des Jenseits erscheint.

Frans Hals sichert in seinen Schützenbildern den tapfern Freiheitskämpfern, welche die Spanier aus dem Lande getrieben hatten und nun beim fröhlichen Festmahle sich die Austern und den

Wein schmecken lassen, die Unsterblichkeit, welche bisher nur den frommen Märtyrern war zu theil geworden. Rembrandt überzeugt uns, daß die heilige Familie noch immer in der ärmsten Häuslichkeit zu finden sei, wenn nur die Sonne ihren warmen Lichtstrahl hineinsendet, der harmlose Menschen trifft. Seine radirten Bildnisse aber trugen die eigenartigen Züge, nicht etwa von hochstehenden und berühmten Personen, sondern von einfachen Leuten in alle Welt. Wir sehen des Künstlers Mutter, einen Schreiblehrer, Arzt, Prediger u. s. w. Es spricht sich hier die Weltanschauung aus, daß auch in der schlichten Menschennatur das Göttliche zu finden sei, wenn man nur den rechten Blick dafür habe. Die großen Künstler, welche uns anleiten, die Welt mit sinnigem Auge anzusehen, sind so gut unsere Erzieher, wie die prophetischen Naturen.

In dem duldsamen Holland konnte auch Spinoza seine einheitliche und durch Palästinas Wunderwelt nicht bedingte Auffassung der Weltordnung ausdenken, in der

„Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt."

Spinoza war berufen, Goethe mit sich und der Welt zu versöhnen, aber auch von Luthers Glaubenszwang und seiner schroffen Trennung des Diesseits und Jenseits freizumachen. Darum lauten gleich die ersten Worte des Faust:

„Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Der Weg für Goethe ist gebahnt durch Shakespeare, die holländische Malerei und Spinoza; durch Rousseaus Ideal der Rückkehr zur Natur wurde dieser Weg heller beleuchtet. Waren die holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts unermüdlich in der Wiedergabe ihres heimischen Bodens durch Gemälde und Radirungen, so sehen wir bei Goethe eine Auffassung der Natur, die uns an die seelenvolle Innigkeit erinnert,

mit der Luther die Bibel las. Mochte er Versöhnung oder Anregung in ihr suchen, er ging nie fehl. Und was sein Garten beim Hause, wo ihn die Blumen „mit ihren Kinderaugen" freundlich anschauten, und das Thal von Ilmenau nicht vermochten, das gelang den Alpen und den Wellen des Meeres bei Neapel. Wie Luther einem schönen Bibelspruche eine Fülle sittlicher Gedanken zu entlocken weiß, so schaut Goethe eine Naturerscheinung an, als ob sie seiner Seele entstiegen und beseelt wäre. Er wandert in den Alpen durch das Thal nach Balme und schreibt darüber: „Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsenritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu erwärmen." Wie sich Luther durch die Bibel über das Häßliche und Kleinliche der Alltagswelt erhob, so that es Goethe durch die Natur. Auf derselben Schweizerreise schreibt er aus Münster: „Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe; sie wird dadurch ganz ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, diesem soviel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unserem Geist durch seine eigene Kreatur Freude und Futter zu bereiten; so sieht man erst, welch ein armseliger Behelf es ist." Bald nachher fährt er fort: „Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thale Geduld und Stille." Die Natur übt also auf Goethe dieselbe Wirkung wie auf andere Menschen die Religion. In der großartigen Alpenwelt findet er denn auch keine Veranlassung, an das Jenseits zu denken. Er schreibt aus Genf: „Man giebt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann."

Die Natur entfaltet Goethe das Bild des Göttlichen, und sie erweckt in ihm das versöhnende und beseligende Gefühl desselben. Und was der Natur nahe bleibt, wirkt ebenso auf ihn, zunächst das jugendliche Weib. Hier erblickte er den Einklang von Natur und Geist, das Unendliche im Endlichen. Das Göttliche der Liebe hatte übrigens schon unser Walther von der Vogelweide ausgesprochen; wohl nirgends schöner als in einem seiner Sprüche:

„Minn ist ze himel so gefüege,
Daz ich si dar geleites bite."

Durch Gretchen in Frankfurt that sich Goethe der „Begriff des Schönen" auf. Friederike von Sesenheim gab ihm durch ihre kindliche Frische und ihre volksthümliche süddeutsche Art die verlorne Jugendbegeisterung wieder. In Lotte in Wetzlar schaute er neben der weiblichen Anmuth und dem heitern Sinn zum erstenmal sein sittliches Ideal, nämlich unermüdliche Thätigkeit und aufopfernde Sorge für Andere. Im Hinblick auf Lotte sagt der junge Dichter im Werther: „Was ist unserm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht!" Für Luther war der Glaube dieses Licht.

Frau von Stein theilte Goethes Studien und nöthigte den feurigen Franken zur Selbstbeherrschung. Sie und Lotte setzten ihm den heilsamen Widerspruch entgegen, den er aber in der Liebe wie in der Freundschaft gerade suchte. Der tiefgehende Einfluß der Frau von Stein, der demjenigen der Religion nichts nachgiebt, klingt in den Worten Tassos zur Prinzessin durch:

„Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt."

Die Wirkung weiblicher Schönheit hat der Dichter nirgends so sinnig ausgesprochen wie in den Wahlverwandschaften: „Wenn

der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung." In Ottiliens Tagebuch sagt Goethe mit launiger Selbstironie: „Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann."

Wir sahen bisher, wie die Weltanschauung Goethes durch die Natur und die Liebe beeinflußt wurde. Wir gelangen nun zu Verhältnissen, welche sich von der Natur entfernen und dem zweckbewußten Leben angehören, wie die Freundschaft, der Staat und der Beruf.

Goethe ist in der Art, wie er sowohl die Anregung als den Widerspruch des Freundes als Hebel seiner Entwickelungsfähigkeit zu gestalten wußte, geradezu mustergültig. Er hat solchen Verhältnissen eine Wärme und eine schöpferische Kraft entlockt, die der Wirkung der Religion nichts nachgiebt. Wie tief das Bedürfniß des Anschlusses an Andere in ihm wurzelte, sagt eine Stelle in den Wahlverwandtschaften: „Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe." Dieser Gedanke wird durch einen Spruch ergänzt: „Geselligkeit lag in meiner Natur, deswegen ich bei vielfachen Unternehmungen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen." Wie die Freundschaft die Entwickelungsfähigkeit fördert und der Erziehung durch das Leben gleichkommt, sagt der Spruch: „Was Freunde mit und für uns thun, ist auch ein Erlebtes; denn es stärkt und fördert unsere Persönlichkeit." Goethe sucht in der Freundschaft

nicht flache Gemüthlichkeit oder Schmeichelei, sondern zweckbewußtes Streben. Dieses spricht er in den Jahreszeiten aus:

„Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg."

Eine ungemeine Innigkeit drückt sich in einer Stelle der Lehrjahre aus: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt; aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." Noch seelenvoller erscheint das Freundschaftsgefühl unseres Dichters während seines Aufenthaltes in Italien. Als er die Fregatte von Neapel nach Sicilien segeln sah, schrieb er nachher an die Freunde in Weimar: „Mit welcher Sehnsucht sah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Kap Minerva durchfuhr und endlich verschwand. Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben." Und trotzdem gilt Goethe für kalt! So will er auch, was er an Kunstschätzen gesammelt, nicht für sich allein besitzen und genießen. Er schreibt aus Rom: „Freunde und Vaterland werden mir erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswerth, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen." Noch tiefer blicken wir in die Seele des unvergleichlichen Mannes, wenn wir sehen, wie er sogar im fremden Lande sich Anderer annimmt und auf ihren Bildungsgang und Charakter wirkt. Er schreibt aus Rom: „Ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir

scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja drei, und werden sie mir zeitlebens danken."

Eine Fülle trefflicher Gedanken über die Freundschaft und tiefe Einblicke in dergleichen Verhältnisse enthält Goethes Torquato Tasso. Wie wahr sind die Worte des Antonio zur Gräfin, in denen er seine Schuld gegen Tasso gesteht:

„Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtsten lieben."

Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung sind nothwendig, wenn wahre Freundschaft bestehen soll. Tasso hat sich noch nicht in der Gewalt; denn er verfällt entweder voreiligem Enthusiasmus oder unbegründetem Mißtrauen. Alphons und seine Schwester suchen ihn von beiden freizumachen und ihm dadurch zugleich den Verkehr mit fremden Menschen zu erleichtern. Alphons ist der Erzieher und zugleich der echte Fürst. Er übt Langmuth und Geduld und steht mit Ruhe über den Streitenden. Antonio gehorcht gern seinem Herrn, weil dieser ihn überzeugt, indem er ihm befiehlt. Das Ideal eines Fürsten, welches Goethe in Alphons aufstellt, vergewissert uns auf den ersten Blick, daß unser Dichter kein „Fürstenknecht" war. — So schildert er im Tasso seine Weltanschauung hinsichtlich der Freundschaft und des Landesfürstenthums.

Was nun den praktischen Beruf Goethes im Staate betrifft, zu dem uns die Freundschaft die Brücke bildet, so lernte er hierin, der unbedingten Pflicht sich zu beugen und diese als die Befreierin von dem selbstsüchtigen Behagen anzusehen. Er legt Antonio die schönen Worte in den Mund:

„— — — Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen."

Im Jahre 1779 schrieb er die wundervollen Zeilen in sein Tagebuch: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm ekel." Ein volksthümlicher Spruch drückt sich in ähnlicher Weise aus:

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen."

Goethes sittliche Weltanschauung leuchtet hier hell wie die Sonne. Die einzige Sehnsucht gar Vieler ist, frei von der Plackerei des Berufes zu sein. Dieses Glück, das unsere Kindermärchen gern preisen, ist ein mehr als zweifelhaftes. Ausgezeichnet sind Goethes Sprüche über die Pflichterfüllung. Solche Strenge, wie darin waltet, sollte man von einem phantasiereichen Dichter kaum erwarten. Er fragt: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist." Dann fährt er fort mit der Frage: „Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." Und wie ernst es Goethe nahm, beweist der Spruch: „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan." Auf die Frage, warum er sich gar keinen guten Tag mache, antwortete er in dem Gedichte Lebensgenuß:

„Thut sich nur auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag."

Der Beruf vermittelt den erweiterten Lebensverkehr, wo auch das Böse nicht fehlt und die Feinde nicht ausbleiben, zumal bei Goethes bevorzugter Stellung:

„Sollen dich nicht die Dohlen umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein."

Neidische Beurtheilung seiner Dichtungen blieb nicht aus; dies zeigt der Vers:

„Wer uns am strengsten kritisirt?
Ein Dilettant, der sich resignirt."

Mit bissigen Gelehrten hatte er auch zu thun. Sein Urtheil über sie ist scharf: „Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an."

Goethe fand im Leben reiche Gelegenheit, die bösen Affekte zu beobachten; die Ethik Spinozas leitete sein Urtheil über sie. So sagt er über den Haß und den Neid: „Der Haß ist ein aktives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht." Das schlimmste Gift in der Menschenseele kennt er auch: „Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr als Schadenfreude." Wie schmerzlich das Gemüth des Dichters durch dergleichen Erfahrungen berührt werden mußte, geht aus seinen Worten hervor: „Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens Anderer freut." Noch eingehender ist der folgende Spruch: „Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und die Menschen, ja er kann hoffen, zum Allerhöchsten zu gelangen."

Das Böse in der Welt gilt Goethe, nach dem Vorgange Shakespeares, als die Macht, welche das Gute zur Entwickelung treibt. Der Herr giebt Faust nicht einen Beichtvater auf die Reise durch das Leben mit, sondern den Mephistopheles. Die Prinzessin hatte in Bezug auf Tassos Schranke schonend gesagt, „daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden könne". Antonios gehässiger Zusammenstoß mit Tasso setzt dessen Entwickelungsfähigkeit durch. Wie sich Goethe zu seinen Feinden stellt,

zeigt ein Spruch, der für seine sittliche Weltanschauung sehr beachtenswerth ist: „Man mag nicht mit Jedem leben, und so mag man auch nicht für Jeden leben; wer das recht bedenkt, wird seine Freunde höchlich zu schätzen wissen, seine Feinde nicht hassen und verfolgen; vielmehr erlangt der Mensch nicht leicht einen größeren Vortheil, als wenn er die Vorzüge seiner Widersacher gewahr werden kann. Dies giebt ihm ein entschiedenes Uebergewicht über sie." In einem Aufsatze über Kotzebue, dessen Neid und Haß ihn verfolgte, sagt er, daß er sich gegen ihn des Hausmittels bedient habe, die Existenz desjenigen, der ihn mit Abneigung und Haß verfolge, als ein nothwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der seinigen zu betrachten. Dann fährt er fort, indem er, ähnlich wie Walther von der Vogelweide, der Bibel entgegentritt: „Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung, man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht scheint, wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole, daß man einen guten Haushälter hauptsächlich daran erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen zu bedienen wisse." So hatte, wie wir oben sahen, auch Luther von Eck gelernt.

Wie das Böse, so gehören auch das Unglück und das Schicksal in die Welt; denn sie fordern den Menschen auf, seine Widerstandsfähigkeit zu zeigen und den Gleichmuth zu bewahren. „Es lebe, wer sich tapfer hält," ruft Mephisto aus. Echtes Lebensgefühl athmen die Worte Antonios:

„Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Ist besser hoffen als verzweifeln; denn
Wer kann das Mögliche berechnen?"

Unglück und Schicksal vertiefen und entwickeln den Charakter. Iphigenie will in tragisch verwickelter Lage nicht die Göttin um ein Wunder anflehen; sie sucht die Kraft „in ihrer

Seele Tiefen". Charlotte in den Wahlverwandtschaften huldigt, dem Schicksal gegenüber, dem selbstgewissen Grundsatze: „Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen, ist schön und preiswürdig."

Schlagen wir Goethes Dichtungen auf, so sehen wir, wie er überall das Leben verherrlicht. Das Leben schüttete auf Werther seine Gaben in Fülle aus; doch es brachte ihm weder Willenskraft noch schöpferische Begabung entgegen. Faust entgeht der Gefahr der Vereinsamung und Verdüsterung durch die ungestüme Hingabe an das Leben und gewinnt durch Gretchen das Gefühl des Unendlichen im Endlichen: die Hütte wird ein Himmelreich. Egmont geht tragisch unter, weil er den höheren und mühsameren Anforderungen des vaterländischen Lebens seinen sorglosen Selbstgenuß nicht opfern kann. Iphigenie will nicht in der Waldeinsamkeit als Priesterin ein Schattendasein führen, sondern im elterlichen Hause wahrhaft wirken, und ihren Bruder gewinnt sie wieder der Lebensfreude und der Heldenlaufbahn. Tasso soll ins Leben eingeführt werden und den Werth desselben kennen lernen. Und Antonio hält ihm vor, daß der Mensch sich durch Selbstbetrachtung nicht beobachten könne; nur das Leben lehre Jeden, was er sei. Wilhelm Meister wird in ähnlicher Weise durch den Freundeskreis der dilettantischen Selbstbildung entzogen und dem praktischen Leben gewonnen. Hermann erhebt sich durch die Liebe zu Dorothea zu der freudigen Theilnahme am vaterländischen Leben.

So hat denn Schiller recht, wenn er von Goethe und von sich sagt:

„Wahrheit suchen wir Beide; du außen im Leben, ich
In dem Herzen."

Mit dem Herzen meinte Schiller sein Inneres, in welchem die weltumfassenden Gedanken wurzelten. Luther hatte die Wahrheit in der Bibel gesucht.

Luther und Goethe, diese beiden großen deutschen Männer, verfolgen ein gemeinsames Ziel: die sittlich-ideale Erhebung der Menschen. Aber ihre Wege zu diesem Ziele sind verschieden. Luther will die sittliche Wiedergeburt durch den Glauben und für das Jenseits, Goethe durch das Leben und für das Leben.

Goethe liebte die Bibel und fand ihre Verbreitung nützlich, „wenn didaktisch und gefühlvoll aufgenommen", dagegen schädlich, „wenn dogmatisch und phantastisch gebraucht". Auch erblickte er in ihr nicht sein Ein und Alles wie Luther. Dies zeigt ein Spruch: „Es wäre nicht der Mühe werth, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott." Worin aber besteht die Weisheit in den Augen Goethes? „Nur in der Wahrheit," antwortet er. Und „die Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß." In Götter, Helden und Wieland läßt der junge Goethe den Letzteren zu Merkur sagen: „Unsere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit anzuerkennen und anzubeten, außer ihr." Ein Spruch lautet: „Ich glaube an einen Gott!" „Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." Beim Anblick des stürmisch bewegten Meeres schreibt er in einem Briefe aus Neapel: „Die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Seiten großen Inhalt bietet." Auch sah Goethe die Gottheit nicht bloß in dem Wort Gottes. Er schreibt aus Rom hinsichtlich der griechischen Statuen: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren oder natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Naturnothwendigkeit, da ist Gott." Der Menschengeist schafft Göttliches wie die Natur.

Goethe erblickte die „Freiheit eines Christenmenschen“ in der von der Selbstsucht befreienden Arbeit des Berufes und in der selbstlosen Hingabe an die Familie, den Freundeskreis und den Staat. Er läßt Ottilie in den Wahlverwandtschaften sagen: „Findet man mich freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.“ Der zweite Theil in Luthers Schrift Von der Freiheit eines Christenmenschen hat manche Berührungspunkte mit dem sittlichen Ideal Goethes, besonders hinsichtlich der Arbeit und der Nächstenliebe. Was den ersten Theil dieser Schrift anbelangt, so würde sich Goethe den Inhalt derselben erst in seine Sprache übersetzen. Luthers zwingende Forderung des Glaubens, wodurch die Naturseite des Menschen beherrscht und die „guten Werke“ beseitigt werden sollen, würde Goethe mit Spinoza als den höheren, thätigen und tapfern Affekt bezeichnen, durch den der niedere und leidende besiegt und die Entwickelungsfähigkeit des Menschen zu höheren Stufen ermöglicht werde. „Glücklich der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllt,“ sagt er in der „Campagne in Frankreich“. Mit dieser höheren Leidenschaft meint er hier das wissenschaftliche Beobachten und Forschen.

Goethe steht, wenn wir ihn mit Luther vergleichen, einem ganz anders gearteten Zeitalter gegenüber. Hatte Luther es mit „Bären- und Wildschweinshäuten“ zu thun, so stand Goethe wunderlichen Philistern entgegen. Er schildert sie gelegentlich einmal trefflich: „Stockende Pedanterie, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde.“ Die Deutschen waren durch die Verkümmerung des äußeren Lebens nach dem dreißigjährigen Kriege in dem Wesen und in der Erscheinung kleinbürgerlich und allzu innerlich geworden. Die Lieder des

Paulus Gerhardt, so viele Herzen sie auch getröstet haben mögen, spiegeln doch diese kleinlaute Zeit. Hier galt es nun für Goethe, dem wohl zuerst durch den Hamlet die Schranke und Schwäche seines eigenen Zeitalters klar geworden war, in den Deutschen die Sehnsucht aus der Enge wachzurufen und sie wieder einem gediegenen äußeren Leben in der Familie, im geselligen Verkehr und im Staate zu erziehen. Dies war ja gerade vom Werther bis zu Wilhelm Meisters Lehrjahren sein Hauptthema. Daneben geht freilich bis zu den letzteren das Thema der harmonischen Selbstbildung her. Dieses stellt gewissermaßen die Brücke von dem religiösen Bildungstrieb des Reformationszeitalters zu der Einführung ins äußere Leben dar. Sehr bezeichnend für diese Richtung sind die Worte Wilhelm Meisters aus der Zeit seiner Befangenheit. Wüßte man nicht, daß die körperlich-geistige Selbstbildung gemeint sei, so könnte man denken, sie stammten aus Luthers Schrift Von der Freiheit eines Christenmenschen: „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriziren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist, und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selbst uneins bin?"

Wie ist gleich in der ersten Dichtung, im Götz von Berlichingen, gewiß zum Staunen der stillvergnügten Kleinstädter und zum Aerger der Franzosenschwärmer, die lebenswahre und lebensvolle Menschennatur dargestellt in der bestrickenden und nach hochgesteckten Zielen strebenden Adelheid, in der sinnlichen Gluth des Franz, in der treuen und bei der Belagerung der Burg unverzagten Elisabeth, in der trotzigen Selbsthülfe des Götz und in der Liebe Georgs zu Roß und Schwert. Wahrlich, die Spielleute des zwölften Jahrhunderts, die am Hofe zu Wien die Lieder von Siegfried und Chriemhild vortrugen, hätten sich gefreut, so etwas zu hören. Es ist ja im Götz ganz „wie in den alten Zeiten, wo die Klinge noch alles thät

bedeuten". Eine Stelle ist aber ganz besonders beachtenswerth, die Worte der Adelheid zu Weislingen; sie enthalten in der Beurtheilung des schwächlichen Mannes zugleich die Kritik der ganzen Zeitperiode, in der Goethe auftrat, mit ihrer stimmungsvoll-kleinbürgerlichen Beschränktheit. Ja, sie deuten sogar die Schranke des Götz selbst an, der lieber gemüthlicher Raubritter bleibt, als sich einem tüchtigen Landesfürsten unterzuordnen. Die Stelle lautet: „Ich sah statt des aktiven Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinaufgestiegen war: den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen und müßiger als einen alten Junggesellen."

Goethe wurde in dem Bestreben, den Blick der Deutschen nach außen zu lenken, durch Schiller ergänzt. Dieser legte feuriger, kühner und umfassender das vaterländische und weltgeschichtliche Leben seinem Volke an das Herz. Bei der ersten Aufführung des Fiesko trug der Theaterzettel die denkwürdigen Worte des Dichters, es könne ein Schauspiel nicht zwecklos sein, „das den sterbenden Funken des Heldenmuthes belebend wieder emporflamme, das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rücke." Ein neues Ideal tritt hier an die Stelle des Lutherschen Glaubens.

Goethe und Schiller sind so gut unsere Erzieher wie Luther; dem eigentlichen Volke jedoch vermochten sie bis jetzt noch nicht das zu sein, was der thüringische Bauernsohn geleistet hatte.

Luther brauchte in seinem unbändigen Jahrhunderte nicht bange zu sein vor einer krankhaften Innerlichkeit seiner Zeitgenossen; er hatte Mühe genug, sie erst innerlich zu machen.

Goethe stand einer wesentlich anderen Aufgabe gegenüber. Er wollte die Deutschen, wie Carlos den Clavigo, Alphons den jungen Tasso, wie Mephisto den Faust, dem „Kribskrabs der Imagination" und der kleinbürgerlichen und muthlos machenden Enge entreißen und sie dem Leben, dem Menschenverkehr gewinnen. Da mußte nun freilich die „Rechtfertigung durch den Glauben", wie einst die „guten Werke", zurücktreten, und die jenseitige Welt, der funkelnde Leitstern Luthers auf den Wellen des Lebens, verbarg sich mehr und mehr hinter Wolken. Das Leben selbst fing an, seine Wunder zu offenbaren und sich als ein Unendliches zu entschleiern. Ja, es konnte Goethe in Augenblicken des Unmuthes seinen Gegnern zurufen:

„Fahrt nur fort in eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich, in meinem lebendigen Kreise,
Weiß das Leben zu gewinnen."

Das menschliche Leben zeigt Gutes und Böses nebeneinander und im Wechselverkehr. Wo Adelheid und Weislingen Falschheit und Verrath üben, da sehen wir auch die Treue in Götz und Elisabeth, in Georg und Marie. Aber Gutes und Böses mischt sich meist in einer und derselben Person. Das zeigt sich in Carlos und Antonio, ja sogar in Adelheid und Mephisto. Daraus gestaltet sich für den Dichter und Künstler die Auffassung des Lebens und der menschlichen Natur. Während Luther, wie wir oben sahen, die Seele im Spiegel des Glaubens nur verdorben und schlecht sieht, schaut der Dichter und Künstler den Menschen ganz anders an. Homer und die griechischen Bildhauer erblicken in der Seele und in ihrer leiblichen Erscheinung den Hauch des Göttlichen. Ja, es sind Hektor und Andromache edler als die meisten Götter. Ebenso schaut Goethe die Welt an, und so werden wir denn sehen, wie er, im Gegensatz

zu Luther, sich das Verhältniß Gottes zu dem Menschen denkt. Wir finden seine Auffassung in Wilhelm Meisters Lehrjahren, wo sie der Oheim, dem Goethe seine tiefsten Gedanken über die Welt in den Mund legt, zur „schönen Seele" ausspricht: „Wenn wir uns als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Kreatur angenommen und auf ihre Art und Weise sich eine Zeitlang auf der Erde befunden habe, so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um so mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advokat des bösen Geistes, nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können."

Goethe hatte den tiefen Ernst und das weiche Gemüth, auch die herben Seiten des Lebens, seine Enttäuschungen und Qualen zu durchschauen und mitzufühlen. Das Selbstgespräch Fausts in der Osternacht giebt davon Kunde. Und in den Jahreszeiten stehen die schönen Verse:

„Früchte bringet das Leben dem Mann, doch hangen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt."

Wäre Goethe ein schlichter Mann des Volkes gewesen, etwa wie Hans Sachs, so würde sein Urtheil über das Leben wahrscheinlich nicht anders ausgefallen sein, als in seiner beneideten Stellung. Und hätte er nur die beiden Verse gedichtet, die er der Prinzessin Eleonore im Tasso in den Mund legte:

„Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten"

so müßten wir gestehen, daß in der Seele dieses Mannes Gedanken reiften, wie sie weltumgestaltend sich im neuen Testamente finden. Einen solchen spricht auch Ottilie in den Wahlverwandtschaften aus: „Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll." Ein volksthümlicher Spruch aber gilt den Mißvergnügten, zu denen wohl jeder einmal gehört hat:

„Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage;
Wirst du die Krämerwage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich bequemen."

Was nun den Gedanken der Vergänglichkeit betrifft, der schon die Menschen der Ilias beunruhigt hatte, so bewahrte Goethe der Bibel gegenüber sehr entschieden seine selbständige Auffassung. Wir hören sie öfters in den Briefen aus Italien. Zunächst sagt er in einem Spruche: „Ich bedaure die Menschen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren; sind wir ja deshalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen." Goethe sieht in der Vergangenheit nicht das Vergehen, sondern die ewige Dauer. Wie für Luther der Gedanke an die Zukunft fruchtbar wurde, so war es für Goethe das Betrachten der Schöpfungen der Vergangenheit. Diese spornten ihn zum Nacheifern. Er sagt in den Berichten aus Italien: „Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene sei groß gewesen, muß es uns aufmuntern, selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer gefallen, zu edler Thätigkeit aufrege." Diesen hohen sittlichen Gedanken finden wir bereits in Goethes Jugend-

dichtung Künstlers Apotheose ausgesprochen. Die Musa sagt zum Künstler:

„Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie es sterblich strebte."

Zur näheren Beleuchtung dieser Gedanken möge hier eine Stelle aus Vischers Auch Einer stehen: „Sorge dafür, daß du Bild wirst, aufbewahrt im Geiste der Menschen. Das kann auch der Geringste machen, daß ein gutes Bild von ihm in den Seinigen fortlebt. Der große Mann freilich hat als die Seinigen ein ganzes Volk, ganze Völker. Aber man braucht kein großer Mann zu sein; das kleinste Scherflein zum Kapital der Menschheit wuchert fort und fort."

Die heidnische Auffassung der Unsterblichkeit fesselte Goethe mehr als die christliche. Deshalb freute er sich so sehr an den römischen Grabsteinen zu Verona, wie auch später, bei der Rückkehr aus dem Feldzug in der Champagne, an dem römischen Grabdenkmal zu Igel bei Trier. Ueber jene sagt er: „Hier ist kein geharnischter Mann auf den Knien, der eine tröstliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind." Derselbe Gedanke findet sich in dem ersten der Venetianischen Epigramme.

Die Vergangenheit giebt uns das lebenswahre Gefühl der Ewigkeit. In den Rückblicken, die der Mensch auf seine eigne Vergangenheit thut, schaut er Himmel und Hölle, also das Weltgericht. Nun fehlte freilich einem derartigen Blicke in die Vergangenheit die rechte sittliche Tiefe, hätte Luther nicht das

Gewissen wieder in sein Recht eingesetzt. Ohne ihn würde Shakespeare schwerlich einen Macbeth, die Tragödie des Gewissens, gedichtet haben. Aber Luther hat auch, trotz seines Schauens in die Zukunft, ganz im Geiste Goethes, der Vergangenheit die Dauer gesichert. Durch seine Uebersetzung und Erklärung der Bibel verbreitete er den Geschichtssinn, also die Liebe zur Vergangenheit, wenn auch nur für diejenige Palästinas, bis in die untersten Schichten des Volks. Auf diese Weise müssen wir immer wieder auf den großen Reformator zurückkommen, mögen auch die Wege noch so sehr auseinander gehen.

Einst hatte Luther in den Tischreden gesagt: „Die Welt ist und bleibt Welt, das ist des Teufels Braut." So unterschätzte er, ähnlich wie Walther von der Vogelweide an seinem Lebensabend, den Schauplatz seines menschlichen Wirkens, den er schwerlich in dem von ihm so gepriesenen Paradiese gefunden hätte. In diesem würde er sich wahrscheinlich nach der Erbsünde und dem Teufel gesehnt haben, um mit ihnen ringen und sie überwinden zu können. Gewiß war sein weltgeschichtlicher Kampf ein aufregender und aufreibender; doch würde er sich wohl nicht zu jenem schroffen Urtheile über die Welt haben verleiten lassen, wären nicht die Nachklänge einer freudlosen Jugend, lange körperliche Leiden und die Neigung zur Schwermuth hinzugekommen. Die Hauptsache aber ist, daß er die Entwickelungsfähigkeit der Menschen lediglich in deren Frömmigkeit erblickte. Er war zu einseitig Theologe, wie Walther zu einseitig höfischer Ritter war,

Sehen wir nun zu, wie Goethe sich über die Welt ausspricht. Zunächst begründet er in einem Spruche seine mildere Auffassung: „Man darf nur alt werden, um milder zu sein; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte." Ein anderer Spruch lautet: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch

immer gewisse höhere Forderungen im stillen und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen." Schön ist sein Rückblick auf die Welt:

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke."

Wir wollen indessen gegen Luther, der unser Leben mit sittlichem Gehalt erfüllt und es dadurch wieder menschenwürdig und wahrhaft segensreich gemacht hatte, nicht undankbar sein und uns an seine Größe, nicht aber an seine Schranke halten. Seine Größe ist der heldenmüthige Wahrheitssinn, der nicht vor dem Scheiterhaufen zurückbebte, wenn es galt, Arglist und Herrschsucht ihrer Gewalt zu berauben und die Menschen der Selbstsucht und der Gedankenlosigkeit zu entreißen. Luther hat das Volk bis in die ärmste Hütte an der Bibel selbständig denken gelehrt. Dadurch ist die Entwickelungsfähigkeit der Menschennatur, die das Christenthum, wenngleich in dem morgenländischen Gewande der Wunder, verkündet hatte, von neuem und in erhöhtem Grade zur Wahrheit geworden. Und mochte Luther den Glauben auf Kosten des unabhängigen wissenschaftlichen Forschens einseitig bevorzugen; er hat doch dem letztern Bresche gemacht und die Männer der freien Wissenschaft ermöglicht, die ohne seinen Bruch mit Rom verbrannt worden wären.

Ob wohl, ähnlich wie einst Luther auftrat, um der alten Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ein zweiter Reformator von derselben echt deutschen Gesinnung und Furchtlosigkeit kommen wird, mit kundiger Hand das Band mit Palästina zu lockern?

Das gründliche wissenschaftliche Beobachten und Denken unserer Gegenwart, welches durch die Schulen, Zeitungen und Zeitschriften in alle Kreise dringt, hat die Selbständigkeit gesichert, um in deutscher Weise die Welt anzuschauen und nicht mehr nach der patriarchalischen Art der ehemaligen Bewohner des Morgenlandes. Der sittlich religiöse Kern der Bibel bleibt ewig; doch die geschichtliche Einkleidung wird nicht mehr von allen Protestanten als bindend angesehen. Sie ist denselben zwar werth und lieb als die ehrwürdige Form unserer höchsten Sittengesetze und als die Quelle der vollendetsten Kunstwerke; aber das unabhängige Beobachten der Naturgesetze hat den Glauben überholt, und schon die Kinder in der Schule freuen sich an der Beschreibung der Wald- und Feldbäume, der Singvögel und der Gesteinsarten der Heimath zum mindesten ebenso wie an der biblischen Geschichte. Deshalb dürfen wir die Mahnung Goethes im Egmont nicht unbeachtet lassen: „Was hilft es, auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert."

So streng nun auch Goethe seine von Luther unabhängige Weltanschauung, die er sich seit dem Studium Spinozas zu eigen gemacht hatte, das ganze Leben hindurch festhielt, so blieb er dennoch dem Grundsatze treu, überall das Gute zu finden und zu schätzen. Deshalb weiß er sowohl dem katholischen Kultus als dem protestantischen Pfarrer dichterisch gerecht zu werden. Im ersten Theil des Faust veranschaulicht er, trotzdem dieser über die Kirche hinweg eine neue Weltanschauung sucht, in ergreifender Weise das Hochamt und in Gretchen den unerschütterlichen Glauben. In Hermann und Dorothea huldigt der Dichter ganz dem Vertrauen auf die Vorsehung. Aber was seine künstlerische Phantasie unbefangen darstellt, ist darum nicht immer seine begriffsmäßige Weltanschauung. Die katholische Fürstin Galitzin irrte sich sehr, als sie nach Goethes fesselnder Schil-

derung der römischen Kirchenfeste ihn für ihren Himmel gewinnen zu können glaubte. Dieselbe Täuschung würde ein lutherischer Geistlicher erlebt haben, wenn er ihn mit der „Vorsehung" beim Wort genommen hätte. Zum Glück kannte die Fürstin Galitzin die ersten Briefe nicht, die der gefeierte und doch so schlimme Mann aus Rom geschrieben hatte. Der eine lautet: „Indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur erloschen ist; ja, wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtige, sowie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet." Noch schärfer drückt er sich aus, als er am dritten Tage in Rom das Glück hat, den heiligen Vater selbst eine Messe halten zu sehen.

Ebensowenig wollte er von der frömmelnden Richtung des Protestantismus etwas wissen; es ging ihm mit derselben wie Shakespeare mit den Puritanern. Er schreibt aus Rom: „Daß B., wie mehr Menschen, die kein Gefühl echter Gottesfurcht während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll." Ein Spruch geht tiefer ein: „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen. Deswegen läßt sich bemerken, daß Diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstellen, meistens Heuchler werden." Die frommen Streber kannte übrigens auch Luther schon.

Aber trotz dieser scharfen Aeußerungen weiß Goethe das fromme Gemüth dichterisch unbefangen darzustellen. Wie innig ist z. B. der Spruch: „Sowie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens." In den Lehrjahren läßt er die freidenkende Natalie über

die „schöne Seele" sagen: „Wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich verbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu sein. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben." Dies sagt Natalie, von der die „schöne Seele" gelegentlich erwähnt, „daß sie kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein unsichtbares Wesen auf irgend eine Weise merken ließ."

Eine religiöse Innigkeit, wie sie Christus, Paulus und Luther fordern, können wir uns heutzutage, wo der Kampf ums Dasein den Menschen zwingt, im Leben festzustehen und sich viele Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, nicht mehr bewahren. Es ist auch nicht der Glaube und nicht das Streben nach Vollkommenheit, was unser Gemüth erhebt, sondern der Beruf und die Familie, der Staat und das Völkerleben. Diese ziehen uns weit mehr an als die Beschäftigung mit unserm Innern.

„Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut."

Was die Aufgabe des Menschen der Gegenwart sein muß, hat Goethe kurz und scharf in Wilhelm Meisters Lehrjahren ausgesprochen: „Thätig zu sein, ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genöthigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert."

Dies ist nun freilich eine andere Weltanschauung als diejenige, welche Luther in dem ersten Theil seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" aufgestellt hatte. Aber wir leben auch nicht mehr im 16. Jahrhundert, in welchem der Glaube der einzige Weg zur sittlichen Wiedergeburt war. Die Weltgeschichte benutzt zwar in ihrem großen Gange den Glauben

als ein vorzügliches und volksthümliches Erziehungsmittel, aber sie läßt sich durch ihn weder beschränken, noch hemmen. Ihr Kompaß ist die Entwickelungsfähigkeit der Menschheit, und ihr Ziel ist nicht das Jenseits, sondern der Weg um unsern Erdball, den Goethe im Faust so wundervoll in dem Gesange der Erzengel verherrlicht hat. Für die Weltgeschichte ist die Erde nicht „ein Wartezimmer des künftigen Zustandes", um mit den Worten Goethes zu reden.

Ziehen wir den Schluß, der aus Goethes Weltanschauung hervorgeht. Das von Luther so geringgeschätzte Erdenleben hat seinen vollgültigen Werth wieder gewonnen als der Schauplatz unserer Thätigkeit und unseres Strebens nach dem Guten, Wahren und Schönen. Nach der Vollkommenheit sehnen wir uns nicht, weil wir dabei leicht den Boden unter den Füßen verlieren und der Gefahr ausgesetzt sind, dem Hochmuthe zu verfallen, als ob wir Auserwählte wären, die ihre Mitmenschen bevormunden dürfen.

Wenn die untergehende Sonne die beschneiten Berggipfel und die Gletscherströme vergoldet; wenn der Mond seinen Silberschimmer auf die unendliche Meeresfläche wirft; wenn wir in ein holdes Antlitz schauen oder von einer edeln That hören, dann rufen wir freudig aus: Unser Reich ist doch von dieser Welt! Mag dieser Gedanke auch der von Jugend auf liebgewordenen und so versöhnenden Wunderwelt Palästinas untreu werden und seine Heimath in dem kühler denkenden Abendlande haben, so entspricht er doch der wissenschaftlichen Ueberzeugung der Gegenwart, vielleicht sogar dem immer mehr der Natur und dem öffentlichen Leben sich zuneigenden Sinne des Volkes. Wer aber so denkt, wird seinen rechtgläubigen und friedfertigen Nebenmenschen, der nur von der Messe oder der Bibel sich leiten läßt, nicht stören oder gar höhnen. Er wird sich vielmehr durch den Anblick eines anspruchslos frommen Gemüthes, wie es Frauen

nicht selten eigen ist, veranlaßt finden, seine der Wirklichkeit zustrebende Weltanschauung sittlich tiefer zu erfassen.

Die verschiedenen Ansichten über die Welt sollen sich wetteifernd ergänzen. Wären alle Menschen in ihrem Fühlen und Denken gleich, so würden Anregung und Widerspruch wegfallen, die dem Leben erst den wahren Reiz verleihen. Dem Leser fällt gewiß Lessings Nathan der Weise ein, dessen milder Farbenglanz hoffentlich auch in dem wiedererstandenen deutschen Reiche nicht verdunkelt werden wird.

Wir kommen zum Ende unserer Betrachtungen. Goethes Weltanschauung wird so wenig den Lutherschen Glauben beseitigen, wie die protestantische Kirche die katholische oder das Christenthum den Islam verdrängen konnte. Die Weltgeschichte sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wir müssen eben lernen, Duldung oder, genauer gesagt, Anerkennung zu üben. Goethe sagt: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen."

Die an die Natur und die Wirklichkeit des Lebens sich anschließende Weltanschauung des Dichters wird sich Bahn brechen und hat es bereits gethan; jedoch geräuschlos wie das Blühen und Reifen in der Natur. War er ja selbst auch weder ungestüm noch unduldsam. Hören wir, wie er darüber denkt: „Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt."

Doch wie nachsichtig Goethe hier, Anderen gegenüber, in betreff einer neu ins Leben tretenden Wahrheit ist, so entschlossen schaut er selbst ihr ins Antlitz. Dies beweisen die Verse in den Jahreszeiten:

„Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum,
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt."

Ein Brief Goethes aus Rom faßt seine Weltanschauung noch einmal kurz und scharf zusammen: „Wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag.“ Eine anschauliche Ergänzung findet dieser Gedanke in folgendem Spruche: „Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.“

Der hohe sittliche Ernst, der in der Goetheschen Auffassung der Welt liegt und der die volle Versöhnung in sich schließt, spricht sich in der unvergleichlichen Strophe in dem Vermächtniß aus:

„Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.“

Dieser letzte Satz, daß der Augenblick Ewigkeit sei, wird durch eine Stelle in Vischers Auch Einer deutlich: „In jedem Zeitmoment, wo er wahrhaft lebt, lebt jeder Mensch ewig.“

Von Goethe nehmen wir dankerfüllt Abschied, indem wir uns seine schönen Verse in der Zueignung ins Gedächtniß rufen, welche die Wirkung der Dichtkunst feiern und darthun, daß dieselbe, nicht minder als die Religion, in den Himmel zu erheben im stande sei:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.“

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.
(601)

PHOTOMOUNT
PAMPHLET BINDER
~
Manufactured by
GAYLORD BROS. Inc.
Syracuse, N.Y.
Stockton, Calif.

BW2227 .S47
Die Weltanschauung Luthers und Goethes
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00056 6093